

Die Neue Welt



Nr. 47

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

Zwei Menschen.

Roman von H. Fries-Schwenzen.

(Fortsetzung.)

Lovisa Borg war bei dem letzten Theil ihres Berichtes sehr bleich geworden. Große Schweißtropfen perlten auf ihrer hohen, weißen Stirn, als sie mühsam hervorstieß: „Das Schwerste kommt noch. Am dritten Tage nach meiner Verurtheilung brachte der Gefängnisprediger mir die traurige Nachricht, daß man die Leiche meiner vierzehnjährigen Schwester im Hafen aufgefischt habe. Sie hatte den Muth zu sterben, während ich . . .“ Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und schluchzte: „Da können Sie selbst sehen, ich war es nicht werth, daß Sie zu mir hereinkamen. Ich bin ein gottverlassenes Geschöpf, bestimmt, im Minnstein zu verkommen.“

Agustin ging zu ihr hin und streichelte ihr Haar. „So müssen Sie nicht reden, Sie sind noch jung, und wenn Sie nur ernstlich wollen, kann auf den Trümmern ihrer Jugend ein neues Leben aufgebaut werden.“ Die Berührung seiner Finger übte eine sonderbare Wirkung auf sie. Ihr wurde plötzlich zu Muth, als wäre sie ein Kind, und als müßte Alles so sein, wie er es sagte, obgleich sie wohl wußte, daß es unmöglich war.

„Ein neues Leben?“ fragte sie. „Wozu?“

„Darüber sprechen wir morgen.“

„Morgen? . . . Kommen Sie morgen wieder?“

„Ja.“

Sie schien einen Augenblick in Gedanken versunken zu sein. Dann kam tonlos die Frage: „Warum wollen Sie das?“

„Weil ich Ihnen helfen möchte.“

Wie ein Lichtstrahl fiel es in ihre Seele, ihr war wieder zu Muth, als ob sie ein Kind sei, ein armes, verwahrlostes Kind, und vor ihr stand er, dieser wunderbare Fremde, mit ausgestreckter Hand ihr Hilfe und Rettung bietend. Einen Augenblick hatte sie ein starkes Bedürfnis, sich ihm an die Brust zu werfen, um sich auszuweinen, aber allmählig wurde der richtige Zusammenhang der Dinge ihr klar, und sie sah ein, daß dies alles doch unmöglich sei, darum sprach sie leise und tonlos: „Lassen Sie es lieber, mir ist nicht zu helfen, vielleicht erwecken Sie eine falsche Hoffnung in mir, und dann wird der Rückfall nachher nur um so schlimmer.“

„Trefte ich Sie morgen Vormittag um elf?“

„Ja . . . das heißt, kommen Sie lieber nicht! Es ist schade um Ihre Zeit, schade um jede Minute, die Sie mir widmen.“

„Durchaus nicht. Sie und Ihr Schicksal interessieren mich. Also morgen um elf, nicht wahr?“

Sie nickte stumm und nahm seine vorgestreckte Hand. Dann leuchtete sie ihm den Korridor hinaus, schloß die Hausthür hinter ihm ab und wankte in ihre Kammer zurück.

XX.

Es war gerade elf Uhr, als Agustin am nächsten Morgen vom Ullevoldsvei in die Bjerregaadsgade einlenkte. Dort lag das niedrige Häuschen, ein Ueberbleibsel jener nicht allzu fernen Zeit, da es hier keine regelrechte Straße mit Pflasterung und zwei Reihen langweiliger Miethskasernen, sondern nur einen lehmigen Weg, umgeben von etwas Kartoffelland und einzelnen ärmlichen Holzhäusern gab. Das kleine Gebäude war einmal dunkelroth mit hellgrünen Fenster-rahmen gewesen. Jetzt war von der Farbe nur wenig übrig. Heute in dem graukalten blassen Tageslicht erschien es fast noch trüblicher und verfallener als in der vergangenen Nacht bei dem Laternenschein. Agustin ging dicht an dem niedrigen Fenster des Erdgeschosses vorüber. Da saß sie und las. Er blieb stehen und klopfte an die Scheibe. Zwei auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig im Gespräch begriffene Weiber haben es gesehen und wechselten heimlich einen Blick, in dem die höchste sittliche Ent-riistung zu lesen steht. Lovisa aber sieht empor, entdekt ihren Freund, und ein flammendes Roth färbt ihre Wangen. Es ist das Erröthen der freudigen Erregung eines Herzens, das, bis zur Erstarrung an Freuden verarrnt, jetzt noch in der zwölften Stunde einen leuchtenden Hoffnungsschimmer am Horizont erblickt. Das nächtliche Abenteuer hatte auf sie einen tiefen Eindruck gemacht. Er hatte gesagt, daß er ihr helfen wollte . . . Ach, ihr war ja nicht zu helfen! Ein neues Leben anfangen? . . . Zu spät! Zu spät! Sie war ja gezeichnet wie die Bäume im Walde, die der Förster zum Schlagen bestimmt hat. Sie hatte die Schwindsucht. Der Arzt hatte kein Blatt vor den Mund genommen, als sie vor zwei Tagen bei ihm war . . . Und doch! . . . Ihr war ein Mensch begegnet, der sich nicht für zu gut hielt, ihre Schwelle zu betreten, ein Herz, das durch ihr Schicksal gerührt, sich in wahrer Menschenliebe zu ihr neigte, so daß sie seinen Puls-schlag spüren konnte, der ihr galt, der Verdammten, der von aller Welt Verlassenen.

Sie öffnete ihm die Hausthür, er trat in die niedrige Stube zu ihr herein und setzte sich, als wäre er hier ganz daheim, ohne weitere Umstände auf einen Stuhl. Ihr war, als schiene plötzlich die Sonne in's Zimmer, und sie mußte sich Gewalt anthun, um ihre Bewegung nicht zu verrathen. Sie machte sich mit dem Ordnen der Nippesgegenstände auf der Kommode zu schaffen. Er sah sich nach ihr um.

„Warum setzen Sie sich nicht?“

Sie lächelte verlegen und nahm ihm gegenüber auf einem Sessel Platz. „Was nun?“ fragte sie in so gleichgültigem Tone, wie sie es vermochte, aber ihre Rippen bebten vor innerer Erregung.

„Sie müssen von hier fort. Ich habe es mir überlegt. Hier kennen die Leute Sie; nach einem anderen Stadttheil müssen Sie ziehen, wo Sie unbekannt sind und von der verlegenden Aufmerksamkeit der Nachbarn verschont bleiben.“

Sie lächelte wehmüthig: „Ja, das ist schnell gesagt, aber wo nehme ich die Mittel zu einem solchen Wohnungswechsel her?“

„Ich will Ihnen das Geld leihen.“

„Sehr freundlich, aber wenn ich Ihnen das Geld nun nicht wiedergeben kann? . . .“

„Das können Sie.“

Scherzte er? Sie sah ihn fragend an, während ein unsicheres Lächeln ihre Lippen kräufelte. „Wenn Sie das so bestimmt wissen, sind Sie wohl auch so gütig mir zu sagen, auf welche Weise?“

„Natürlich! Durch Arbeit.“

„Wollen Sie mir vielleicht auch die Arbeit verschaffen? Ich bin zwei Monate lang umhergelaufen, um Arbeit zu suchen, aber überall verlangte man meine Zeugnisse zu sehen und da . . . Sie können sich wohl das Resultat denken . . .“

„Ich selbst will Ihnen Arbeit geben.“

Sie sah ihn wieder fragend an, aber diesmal füllten sich ihre Augen mit Thränen. Hatte sie auch richtig gehört? Er . . . er wollte ihr Arbeit geben? Was konnte sie für ihn thun, was konnte sie ihm sein? . . . Der Gedanke, daß er sie zu seiner Geliebten machen wollte, ein Gedanke, der ihr schon einige Male wie ein flüchtiger Funke durch den Kopf gefahren war, drängte sich ihr wieder auf und machte sie schwindeln. Aber gleich darauf drang es wie ein schneidender Schmerz durch ihre Seele, daß dieses doch am unmöglichsten von Allem sei. Sie sah wie angenagelt auf dem Stuhl, im Banne seines Blickes, seines Willens. Er dagegen ahnte nichts von alledem. Der Gedanke war ihm nicht gekommen, daß sie, deren Leben ein fortwährender Sturm mit Schiffbruch auf Schiffbruch gewesen war, einen anderen Gedanken hegen konnte, als die zer-schlagenen Bruchstücke dieses jammervollen Lebens auf's Trockene zu bringen.

„Und Sie fragen garnicht, welcher Art diese Arbeit sein soll?“ — „Ja . . . ja, gewiß, ich denke eben darüber nach,“ stotterte sie.

„Sie sollen mir helfen, einen Roman zu schreiben.“

Jetzt zweifelte sie im Ernst daran, ob er sie nicht zum Besten hielte. „Sie scherzen wohl . . . oder ich habe Sie nicht recht verstanden.“

„Nein, ich scherze nicht, Sie sollen mir helfen, einen Roman zu schreiben.“

„Aber das kann ich doch nicht, das kann auch nicht Ihr Ernst sein! Jetzt machen Sie sich nur über mich lustig! . . .“

„Nein!“ rief er eifrig und erhob sich. „Wollen Sie mir den Gefallen thun, geduldig zuzuhören, dann will ich Ihnen auseinandersetzen, wie ich mir die Sache denke.“ Er ging in dem kleinen Raum ein paar Male auf und ab und blieb schließlich bei ihrer Kommode zwischen den beiden Fenstern stehen.

„Schon seit Monaten treibe ich mich umher, unzufrieden mit mir selbst, weil Alles, was ich schreibe, mir flach und unbedeutend vorkommt. Es fehlte mir an Inspiration zu einer größeren Arbeit. Diese Inspiration habe ich durch Sie und durch den Bericht über Ihr trauriges Schicksal bekommen. Ich will einen Roman schreiben, in dem Sie die Heldin sind. Das Material, das Ihre Erzählung bereits abgiebt, würde mir vielleicht schon genügen, wenn ich zur Ausarbeitung der Details meine Phantasie tüchtig in Anspruch nähme, aber es liegt mir daran, eine möglichst natürliche Schilderung zu geben, und das ist es, wozu ich Ihrer Hilfe bedarf. Es trifft sich ja nun gerade so glücklich, daß Sie Arbeit suchen. Wohlan, ich nehme Sie in meinen Dienst, vorläufig jedenfalls.“

Sie schüttelte ungläubig den Kopf: „Nennen Sie das Arbeit? Kann ich denn weiter nichts für Sie thun?“

Er sah nachsinnend vor sich hin. Dann fragte er plötzlich: „Sie können doch schreiben? Wollen Sie Ihre Erlebnisse niederschreiben? . . . Ganz naiv, wissen Sie, ohne Schnörkelchen und Beschönigungen . . . Sie lächeln. Es käme ja auf einen Versuch an. Hier wird ja kein Stil verlangt, nur die Wahrheit ohne Umschweife.“

„Wenn ich vorhin lächelte,“ erklärte Lovisa, „dann hatte es seinen ganz besonderen Grund. Ich träumte einmal davon, eine große Schriftstellerin zu werden. Ich habe früher schon Versuche gemacht . . .“

„Wirklich? Was haben Sie geschrieben?“
 „Allerlei . . . es hat es natürlich kein Mensch zu sehen bekommen. Ich habe Alles verbrannt.“ Sie schien über etwas nachzusinnen; dabei bekamen ihre großen, dunklen Augen einen sonderbaren Glanz, es war, als suchten sie etwas, nicht im Zimmer, nein, weit weg in jenem fernen Lande, das man die Erinnerung nennt. Und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, sie stand auf und legte ihre Hand in die seine mit den Worten: „Ich will es versuchen.“

Zwei Tage darauf ging der Umzug vor sich. Agestin ordnete Alles, sowohl mit der alten als mit der neuen Wirthin, bei der Lovisa volle Pension haben sollte. Das Zimmer war eine kleine bescheidene Dachstube, von der man den freien Blick auf einen großen Garten hatte; hinter ihm befand sich der Rangirbahnhof der Ostbahn. Jeden Augenblick sah man den weißen Dampf der Lokomotive über den Lattenzaun des Gartens emporsteigen. Noch weiter zurück erblickte man einen Wald von Masten, die den im Hafen liegenden Schiffen gehörten, und noch weiter zurück sah man den blanken Fjord mit seinen vielen bewaldeten Inseln. Es war besonders die hübsche Aussicht, die Agestin veranlaßt hatte, dieses Zimmer zu wählen. Er meinte, daß die seelischen Eindrücke, die das Auge hier empfing, eine große Rolle bei der Umwandlung spielen könnten, die jetzt in Lovisa's Leben vor sich gehen sollte.

Acht Tage sind vergangen, seit er sie zum letzten Male gesehen. Sie hatte sich diese Frist ausgebeten, um sich in Ruhe sammeln, ihre Gedanken ordnen zu können. Er konnte den Tag kaum erwarten, an dem er wieder hingehen durfte. Es zog ihn zu ihr mit einer Gewalt, die er sich selbst vergebens zu erklären bemüht war. Was ist an diesem Weib, fragte er sich selbst, das mich lockt, lockt, so daß ich mein früheres Gleichgewicht, ja meinen gesunden Nachtschlaf eingebüßt habe? Ist es Liebe? Vor mir auf meinem Schreibtisch steht Magnild's Portrait, ich kann das Bild mit vollkommener Seelenruhe betrachten, ich kann mich in Gedanken mit Magnild unterhalten, ohne etwas wie Neue zu empfinden. Magnild steht eben über der Sache. Die Andere steht mir in meiner augenblicklichen intensiven Arbeitsstimmung darum so nahe, weil sie — mein verkörperter Roman ist; darum liebe ich sie. Kann das

gefährlich werden? Sie hat so sonderbare Augen. Ich wollte, ich wäre ein Maler, dann würde ich sie malen und das Bild würde ich „Der Roman“ nennen. Morgen gehe ich wieder hin. Ob sie schon etwas geschrieben hat? Ob sie überhaupt so schreibt, daß ich es gebrauchen kann? — —

„Mein Gott, wie sehen Sie elend aus!“

Sie hielt ihr Taschentuch vor den Mund und hustete. „Ich bin fleißig gewesen,“ erwiderte sie darauf und zeigte auf einen ganzen Stoß beschriebenen Manuskriptpapiers. Ihr Wesen schien heute lange nicht so bedrückt und geängstigt wie früher. Agestin nahm das Manuskript zur Hand und setzte sich in die Sophaecke. Aber er hatte kaum hineingeblüht, so erhielten seine Züge einen gespannten Ausdruck. Was sie hier in Tagebuchform geschrieben hatte, waren nicht jene trockenen, nüchternen Notizen eines Alltagsmenschen, daß zu der und der Zeit Dies und Jenes passiert sei; es waren auch nicht die schwulstigen Herzensergüsse eines dilettantischen jungen Mädchens. Die Form war ruhig und vornehm, der Stil so natürlich und ungekünstelt, als höre man einen Menschen sprechen, und mit einer Unterströmung von stiller, tiefer Wehmuth. Es kamen allerlei Fehler darin vor, aber trotzdem war das Ganze so gut, daß Agestin kaum wußte, ob er seinen Augen trauen durfte. Sie steht, eine schwache Röthe auf den sonst so bleichen Wangen, am Fenster und sieht hinaus auf den Fjord. Die schweren Herbststürme haben ansgetobt. Jetzt ballen sich dort weiße Nebel, durch welche die Sonne mit einem röthlichen Schein nur schwach zu dringen vermag. Masten und Maaen der Schiffe schwimmen darin gleich verschleierte graue Nüchternen, zwischen ihr und dem Fjord zieht sich die hohe, graue Planke, dahinter prustet und stöhnt eine Lokomotive, läßt Dampf aus und pufft einige Schläge rückwärts, pfeift und rollt rasch nach rechts auf den Bahnhof. Diesseits der Planke liegt der Garten, vom Reif versilbert. Die Espe zittert in ihrem dünnen, durchsichtigen Kleid, ihre spärlichen blutrothen Blätter bebend wie in Angst vor dem Winter, der bereits in dieser Nacht mit zwei Grad Kälte angeknöpft hat. Dort steht die einst so liebliche Birke, bleich und fahl hängen ihre vereinzelt Blätter gleich Thränen am zarten dünnen Geizweig. Die hochstämmigen Rosen sind niedergebogen und mit schwarzer Erde gedeckt. Und über dem Rasen liegt wie ein matter silberner Schleier der Reif. Noch gestern waren die Straßen aufgeweicht und schmutzig gewesen, heute ist Alles steif gefroren, die Luft ist rein und leicht, die Menschen bewegen sich in rascherer Gangart und sehen vergnügter aus. In dem kleinen eisernen Ofen knackt und knistert das Birkenholz, und ein appetitlicher Duft von gebratenen Nepseln zieht durch den Raum. Es liegt etwas Sonntagliches in der Luft. Erinnerungen an glückliche Jugendtage schwingen mit den Sonnenwellen durch den frostigen Nebel und klingen mit dem vielstimmigen Glockengeläute harmonisch zu einem weichen Mollakkord zusammen, in dem das Herz zittert und bebend schwingt und nicht weiß, ob es weinen oder lachen soll. Für Lovisa ist es seit Jahren der erste Sonntag. Diese letzten Tage der Arbeit haben reichen Segen gebracht. Ein nie geahntes Glückgefühl ist über sie gekommen, ein heiliger Eifer, eine Begeisterung. Wie ein Blitz schlug es in sie ein. Sie hatte Talent! Und in dem blendenden Licht dieser beglückenden Erkenntniß bemerkt sie den finsternen Schatten nicht mehr, der wie ein Drache mit giftigem Athem nach ihr züngelt — die unerbittlich vorwärts schreitende Krankheit.

Agestin legt das Manuskript aus der Hand. Blüßschnell wendet sie ihm das Gesicht zu. „Können Sie es gebrauchen?“

Er schüttelt den Kopf: „Nein.“
 Langsam und trostlos erklingt ihre Frage: „Warum nicht?“

„Es ist viel zu gut für mich. Das da können Sie selbst gebrauchen.“

Die höchste Aufregung ist in ihren Zügen zu lesen: Schmerzliche Enttäuschung, irrender Zweifel, bebende Hoffnung. „Ist es so schlecht? . . . Foltern Sie mich nicht, sagen Sie mir, was Sie meinen. . .“

Er zuckt lächelnd die Schultern. „Ich kann nur wiederholen, was ich bereits gesagt habe: Ihre Arbeit

kann ich zu meinem Zweck nicht gebrauchen, sie ist dafür zu gut. Unter meinem Namen kann ich sie doch in dieser Form nicht herausgeben, und umarbeiten mag ich sie nicht. Das wäre schade. Es ist meine volle Ueberzeugung, daß Ihre hier angefangene Arbeit, vorausgesetzt, daß sie ebenso talentvoll fortgesetzt und beendet wird, ein besserer Roman werden wird, als ich ihn schreiben kann.“

Sie slog ihm mit einem lauten Freudenschrei entgegen. Beinahe wäre sie ihm um den Hals gefallen, aber plötzlich blieb sie ihm gerade gegenüber mit funkelnden Augen und halb geöffneten Lippen stehen. „Ist das wahr?“

„Es ist meine Ueberzeugung,“ erwiderte er und sah sie betroffen an. Wie sie da stand, in der Gluth der Begeisterung und der ersten Anerkennung, war sie bezaubernd schön. Es zog ihn unwiderstehlich zu ihr hin, er legte seinen Arm um sie und drückte sie leise an sich. Ein verwunderter Blick aus ihren großen Augen traf ihn. Dann umschlang er sie mit beiden Armen und neigte sich über sie, um ihren Mund zu küssen.

„Halt!“ flüsterte sie.

Er sah sie halb betäubt, gleichsam fragend an, während sein kräftiger Körper vor Leidenschaft zitterte und bebte.

„Lassen Sie mich los!“ flüsterte sie in fürchterlicher Aufregung.

„Warum?“ Er versuchte sie wieder zu küssen. Da schrie sie in tödtlicher Angst: „Halt!“ Sie war todtbleich geworden, und er sah jetzt mit Entsetzen, daß aus ihrem Munde Blut hervorquoll. Er ließ sie sofort los, und sie sank wie todt zu Boden. — —

Von diesem Augenblick an war ihr gegenseitiger Verkehr wieder ruhig und wie von einer schweren, brütenden Traurigkeit überschattet. Sie arbeitete vom Morgen bis zum Abend, manchmal bis in die späte Nacht hinein. Er kam täglich zu ihr, sah ihre großen, dicht beschriebenen Manuskriptbogen durch und corrigirte das Geschriebene mit großer Gewissenhaftigkeit. Er änderte nur wenig daran, strich hier und da einige Längen und verbesserte die Sprache, wo es nöthig war. Manchmal hatten sie lange und ernste Gespräche, in denen sie ihm von dem Leben und Treiben jener Mädchen erzählte, mit denen sie ein langes, trauriges Jahr der tiefsten Entwürdigung und Schande verlebte, schon bevor sie die Wohnung in der Bierregaardsgade bezogen hatte. Wenn er dann nach Hause kam, sah er lange und grübelte über jene traurigen Zustände. Der leidenschaftlich bewegte Ausbruch auf Lovisa's Zimmer, der in so drastischer Weise seinen Abschluß gefunden, hatte ihn aufgerüttelt; er erahnte daraus, wie selbst die besten Vorsätze ein Spielball der Sinnengewalt werden konnten, und ein tiefer Mißmuth beschlich ihn.

In solcher Stimmung lenkte er seine Schritte nach den Stätten des Glücks, und hier lernte er manches tragische Menschenschicksal kennen. Je tiefer er hinabstieg in den Schacht des menschlichen Glücks, desto verworrener und dunkler erschienen ihm die Irrgänge dort unten, und doch fand er in den dunkelsten Winkeln, wohin kein Strahl des Tageslichts zu dringen vermochte, hin und wieder echte Steine, Herzen, die, trotz all' des sie umgebenden Rothens und Schlammes, Stellen aufweisen konnten, die rein und echt wie Gold waren. Diese Menschen und ihre Schicksale so zu schildern, daß der Leser von der vollen Tiefe ihrer Tragik ein erschütterndes Bild bekäme, schien ihm eine würdige und interessante Aufgabe zu sein. Ein unbändiger Schaffensdrang überkam ihn. — —

Herr Augustinus Klöften

Kristiania.

Wie Sie aus der beigefügten Abrechnung ersehen können, ist der Absatz Ihrer Bücher im vergangenen halben Jahre, verglichen mit dem des vorigen Jahres, ein ganz verschwindender gewesen. Die Abrechnung zeigt ein Saldo zu Ihren Gunsten von Kr. 518,37, die Sie zu jeder Zeit in meinem Bureau abholen können.

Hochachtungsvoll

L. Ammerthal.

Agessin bekam einen förmlichen Schreck. Seine Bücher gingen nicht mehr. Was sollte er nun anfangen? Wieder für die Zeitungen arbeiten? Artikel einschicken, die theils nicht angenommen, theils nur schlecht bezahlt wurden? Wenn er nur die Theaterkritiken für ein gutes Blatt zu schreiben bekommen könnte. Für die Bühne hatte er stets ein lebhaftes Interesse gehegt; aber als er sich einmal darum bemühte, war es ihm, als wäre das Theater und Alles, was dazu gehörte, wie von einer hohen Mauer umzogen. Und um die Mauer lief ein Graben, an jedem Punkt dieses Grabens befand sich ein kleiner nützlicher Tintenfisch. Kaum merkte dieser seine Absicht, dann triebte er das Wasser derart, daß an ein weiteres Vorwärtsdringen garnicht zu denken war. . . . Sollte er wieder Stunden geben? Bis er seinen Roman fertig haben würde, konnte ein halbes Jahr vergehen. Dazu kam auch noch, daß er die Verpflichtung auf sich genommen hatte, für Lovisa zu sorgen. Wo sollte er das Alles hernehmen? Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als zu Ammerthal zu gehen und ihn um einen Vorschuß zu bitten. Das that er, und der Vorschuß wurde ihm bereitwillig ausgezahlt. . . .

Monate verstrichen. Ein ungewöhnlich kalter Winter machte das Leben noch theurer als sonst, Agessin arbeitete emsig an seinem Roman, gab wie in alten Tagen Stunden an junge Leute, die sich zu ihrem Studenteneexamen vorbereiteten, und übersetzte Romane aus dem Englischen für eine neue Zeitung, an deren Redaktion er von Ammerthal empfohlen worden war. Kurz, er war wieder „Mädchen für Alles“, wie er sich selbst scherzhaft Lovisa gegenüber ausdrückte, wenn sie sich besorgt über die verbächtigen Vielseitigkeit ihres Wohlthäters ausließ. Er wollte um keinen Preis, daß sie erfahren sollte, in welcher Lage er sich befand. Hatte er die Aufgabe auf sich genommen, das unglückliche Mädchen zu retten, dann wollte er die Aufgabe nicht halbfertig liegen lassen. Außerdem hatte er das festeste Vertrauen zu den beiden Romanen, die unter diesen eigenartigen Verhältnissen entstanden.

Aber im Februar mußte er wieder zu Ammerthal, um noch einen Vorschuß zu bekommen.

„Geben Sie mir tausend Kronen, und ich verspreche Ihnen, daß Sie es nicht bereuen werden.“

„Ja, was haben Sie denn für große Rosinen im Sack?“

„Ich werde Ihnen im Laufe von drei Monaten zwei Romane bringen, einen von mir und einen von einer jungen Dame, einem von mir entdeckten Talent, ja, ich hätte den Mund nicht zu voll genommen, wenn ich gleich Genie gesagt hätte.“

„Vogelstanz, wie sind Sie zu dieser Acquisition gekommen?“

„Das ist mein Geheimniß.“

Ammerthal ging lächelnd an den eisernen Geldschrank. „Gut,“ sagte er, „ich will nicht indiscret sein, und die tausend Kronen will ich Ihnen geben, denn ich habe Vertrauen zu Ihrem Talent und zu Ihrem Geschma.“

Er öffnete eine Schieblade und holte mehrere Scheine hervor, die er Agessin gegen Quittung einhändigte. — —

(Fortsetzung folgt.)



Das moderne Hotel.

Von Hugo Pöschel.

Der ehemalige Gastwirth an der Landstraße, bei dem der Reisende zu Pferd und zu Wagen Einkehr hielt und die Posten ihre Gespanne wechselten, wird uns in alten Geschichten in der Regel als ein Erzpöfikus geschildert, der wohl zu rechnen versteht. Daneben erscheint als lieblicher Gegenpart das „holbe Wirthstöchterlein“, das sofort vermittelnd eingreift, wenn der Reisende sich von dem knurrigen Wirth geprellt glaubt.

Im Mittelalter waren es vielfach die Klöster, die dem fremden Wanderer Speise und Obdach gewährten. Mit den Jünften entwickelte sich auch das

Herbergswesen, bis schließlich — und diese Zeit liegt nicht allzu weit zurück — unser modernes „Hotel“ daraus entstand.

Der Ausdruck wird zuerst von den großen Häusern gebraucht, die der französische Adel sich in Paris erbauen ließ. Hier in Paris, dem „Herzen der Welt“, entstanden auch die ersten Hotelanlagen in unserem heutigen Sinne. Später wurden auch in London und in der Schweiz ähnliche Einrichtungen geschaffen. Aber erst die Eisenbahnen und der damit verbundene Aufschwung des Verkehrs brachten das Hotelwesen zu voller Entwicklung. Durch die Eisenbahnen wurden die entlegensten Gegenden leicht erreichbar, die Länder einander näher gerückt. Den Ländern und Kurorten, die schon der theuren Reise wegen, ehemals nur von den Reichen aufgesucht werden konnten, wird nun ein größerer Strom von Fremden zugeführt. Das Reisen ist allgemeiner geworden. Und die „Hotel-Industrie“ hat sich den verschiedensten Bedürfnissen angepaßt, zum großen Aerger der „Distinguirten“, die fast nirgends mehr sicher sind vor dem überall eindringenden „Plebs“. Im Hotel- und Gasthofwesen sorgt eine vielgliederte Rangabstufung dafür, daß jeder Geldbeutel zu seinem Rechte gelangt. Der „Gasthof“, in der Regel verbunden mit Stallungen, dient heute meist nur noch dem kleinen Verkehr. Hier spannen die Gutsbesitzer der Umgegend aus, übernachten weniger bemittelte Handels- und Geschäftsleute; dem interlokalen und internationalen Verkehr dienen die Hotels ersten und zweiten Ranges.

Außer dem höheren oder niederen Rang giebt es aber noch andere Unterscheidungsmerkmale. So kennt man Jahres- und Saison-Hotels, je nachdem sie das ganze Jahr oder nur einen Theil desselben geöffnet sind; ferner Familien- und Passanten-Hotels. Die letzteren liegen in der Regel nahe dem Bahnhof und werden von Reisenden aufgesucht, die nur vorübergehenden Aufenthalt nehmen, die ersteren dienen meist zu längerem Aufenthalte. Das Alles ist aber nicht etwa genau abgegrenzt, nicht einmal der Rang, sondern es giebt da zahlreiche Abstufungen. Die Hotels in den Badeorten werden naturgemäß alle den Charakter von Familien-Hotels besitzen.

Ein besonders charakteristisches Gepräge nehmen die von reisenden Kaufleuten besuchten Hotels an. Wo der „Reiseonkel“, der in einzelnen Exemplaren ja überall eindringt, in Masse auftritt, zwingt er Alle unter seine Botmäßigkeit. Für ihn, d. h. für seine Musterkoffer, die er sich häufig von Kunden zu Stunden schleppen läßt, müssen starkknochige Hausdiener zur Verfügung stehen. Kommt er in späterer Nachstunde von der Bahn oder mit seinen Kollegen vom Stadtbummel, schimpft er auf den schlaftrunkenen Nachtportier, der ihn zu lange hat warten lassen, oder er ärgert sich, daß er nicht wenigstens noch einen Stab „Kloppen“ kann. In aller Frühe will er aufstehen, und wehe dem Hausdiener, der ihn nicht energisch genug weckt. Die Zimmerpreise, manchmal auch die für die Table d'hôte, sind für ihn niedrigere; bei Tisch führt er das große Wort, macht sich leicht mit Allen bekannt und hat ein stark ausgeprägtes Solidaritätsgefühl. Sind die Herren mit einem Hotel stark unzufrieden, so verhängen sie den stillen Boykott, der sich für den auf Geschäftsreisende angewiesenen Hotelier oft recht unangenehm fühlbar machen kann.

Machen wir nun einem mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten „Grand Hotel“ einen Besuch und sehen wir uns die Einrichtung und das Getriebe in einem solchen Nischenhotel an.

Wir haben in Berlin, Paris und London Hotels mit 400, 500, 700 und noch mehr Betten. Es leuchtet ein, daß solche Betriebe, die meist im Besitz von Aktiengesellschaften sich befinden, nicht mehr von einem Einzelnen in allen ihren Theilen beaufsichtigt werden können. Die Leitung liegt in den Händen von Direktoren und Messortchefs und vollzieht sich in kaufmännischen Formen. Das patriarchalische Verhältnis zwischen Wirth und Gast ist ebenso gründlich verschwunden, wie das zwischen Prinzipal und Angestellten. Trotzdem aber in einem solchem Hause nicht jeder Gast nach seiner Individualität behandelt werden kann, so dürfte doch, was Luxus und Be-

quemlichkeit anlangt, Jeder, auch der Berühmteste, auf seine Rechnung kommen.

Die Verwaltung zerfällt in eine äußere Abtheilung, die mit den Fremden direkt verkehrt, und eine innere, die Küche, Keller, Wäscherei usw. umfaßt. Im Bureau, wo die Buchhalter und Schreiber arbeiten und wo auch die Direktoren einen Theil ihrer Thätigkeit ausüben haben, laufen alle Fäden zusammen.

Bei Ankunft von Fremden, die nach dem Eintreffen der Schnellzüge in der Regel in größerer Zahl sich einstellen, tritt zunächst an den „Chef du Reception“ die Aufgabe heran, diese zu „placiren“, d. h. ihnen die Zimmer anzuweisen. Hier werden die verschiedenartigsten Wünsche laut: Ruhiges Zimmer, nicht zu hoch, nach dem Platz gehend, Salon mit Schlafzimmer und Bade-Einrichtung, usw. Besondere Vereinbarungen über Pensionspreise bei längerem Aufenthalte und dergleichen werden vielfach erst später getroffen. Der „Empfangschef“ bedient sich beim Vergeben der Zimmer in der Regel einer Karte, auf der die Nummern aller Zimmer, die das Haus hat, etagenweise geordnet, vermerkt sind. Jeden Morgen wird eine neue Karte genommen; und zunächst die noch besetzten Zimmer gestrichen; dasselbe geschieht mit den im Laufe des Tages vergebenen. Im Uebrigen aber muß der Betreffende auch so ziemlich im Kopfe haben, welche Zimmer frei sind; er muß außerdem die Lage, die Einrichtung derselben kennen, er muß wissen, ob sich das eine oder andere Schlafzimmer zum Salon umwandeln läßt, ob darin ein oder zwei Betten stehen, ob sich weitere Betten stellen lassen, ob das Zimmer Verbindung mit anderen hat, denn häufig wird von einer Familie eine ganze Flucht Zimmer verlangt.

Während die Fremden in Fahrstühlen bequem bis zur höchsten Etage gebracht wurden, haben die Hausdiener das schwere Gepäck auf steilen Treppen hinaufgebuckelt. Oben erwartet der „Chef d'Etage“ die Ankommenden und führt sie nach ihren Zimmern. Jede Etage hat einen „Chef“, einen älteren, sprachkundigen Kellner, der für Alles, was auf seiner Etage vorgeht, verantwortlich ist. Je nach der Größe unterstehen ihm ein oder auch mehrere junge Gehilfen (Aides d'Etage). Zu dem „Service“ auf der Etage gehören noch das ober die Zimmermädchen und der Hausdiener. Mindestens der Zimmerkellner, wohl auch das Zimmermädchen haben ihr Zimmer auf ihrer Etage.

Die Zimmermädchen unterstehen einer „Mamsell“ oder „Direktrice“, welche die Arbeiten zu überwachen hat. Diese hat dafür zu sorgen, daß in den unbesetzten Zimmern abwechselnd die Teppiche, die Möbel gelüpft, und diese selbst gründlich gereinigt werden. Dabei haben die Hausdiener Hand anzulegen. Jedem der Zimmermädchen ist die Bettwäsche und die Handtücher zugezählt; es erhält in der „Lingerie“ (Leinenkammer) nur so viel saubere Wäsche, als es an schmutziger abgeliefert. In jedem Stockwerk befinden sich auch ein oder zwei Badezimmer, die den Fremden, die solche nicht in ihren Appartements haben, gegen besondere Bezahlung zur Verfügung stehen.

Einen besonders schweren Dienst haben die Zimmerkellner. Nur in wenigen Häusern, so komfortabel sie auch sonst für die Gäste eingerichtet sein mögen, hat man Speisenaufzüge angelegt, so daß alle Speisen aus der Küche heraufgeschleppt werden müssen. Hat der Kellner nun in zwei, drei Salons zu gleicher Zeit Diners zu serviren, so haben er und seine Gehilfen sich oft ganz fürchterlich abzuhegen. Am schlimmsten aber ist es Morgens, wenn ein großer Theil der Gäste, und zwar fast alle zu gleicher Zeit, Frühstück nach ihren Zimmern verlangen. Wird, wie das die meisten Deutschen thun, nur Kaffee mit Gebäck verlangt, so ist das, obgleich in „anständigen“ Häusern schon in solchem Falle für zwei Personen der Tisch gedeckt werden muß, noch ziemlich einfach; wenn aber, wie das die Engländer und Amerikaner thun, schon zum ersten Frühstück Fische, Koteletts, Beefsteaks usw. genossen werden, so giebt es harte Arbeit. Auf alle Speisen und Getränke, die auf den Zimmern servirt werden, ist ein Preiszuschlag gelegt: bei Diners wird oft doppelt so viel bezahlt, wie an der allgemeinen Tafel (Table d'hôte). In

seinem „Office“ hat der Zimmerkellner in der Regel einen mit Gas oder durch die Luftheizung gewärmten Wärmeschrank, in dem er die Teller stehen hat und nöthigenfalls Speisen warm hält. Er hat sowohl seine Teller und Tassen, als auch seine Weingläser, Tischwäsche und seine Bestecks — ein Jeder für seine Etage. Für dieses sein Inventar hat er einzustehen, das Fehlende hat er zu bezahlen. Er hat warmes und kaltes Wasser in seinem „Office“; das schmutzige Geschirr wird ihm von einem weiblichen Diensthilfen gesäubert.

Im Parterre befinden sich die zu allgemeiner Benutzung bestimmten Räume, vor allem der Speisesaal, dann das Restaurant, das Leses-, Musik-, Spiel- und Rauchzimmer.

Im Speisesaal wird des Morgens vielfach auch das Frühstück servirt, am Abend wird der Saal wohl auch als Restaurant benützt, Mittags dient er seinem Hauptzweck, der Table d'hôte. Viele Häuser, namentlich die, welche viel von Ausländern besucht werden, haben eine zweite Table d'hôte gegen fünf oder sechs Uhr Abends. Im Speisesaal ist in der Regel der ganze Schwarm junger Leute und Lehrlinge beschäftigt, der zu Allem verwendet wird und überall zugreifen muß. Hier werden die Zwedessen, die Hochzeiten und Bälle abgehalten. Das Kommando hat im Speisesaal der Oberkellner (Chef de sale). Er hat dafür zu sorgen, daß die Tafeln zur rechten Zeit fertig und untadelhaft gedeckt sind. Wie die Zimmerkellner ihre Gäste, so muß auch er jeden Fremden, der im Speisesaal sein Frühstück eingenommen, fragen, ob er zum Mittagstisch komme, um so die ungefähre Zahl zu ermitteln. Diese muß er dann dem Küchenchef mittheilen. Ihm liegt es ob, das Service an der Table d'hôte zu leiten, wobei er vielleicht vom Direktor unterstützt wird. Die Zimmerkellner, soweit sie eben nicht beschäftigt sind, müssen, wenn nöthig, helfend eingreifen.

Der Oberkellner muß es verstehen, die Gäste richtig zu placiren, wie sie nach Nationalität, Alter und gesellschaftlicher Stellung zu einander passen. Die treuesten Gäste an der Hoteltafel sind die Engländer und Amerikaner, die auch in den großen Städten, wo außerhalb Gelegenheit genug ist, anständig zu essen, zur Table d'hôte sich einfinden. Mancher unserer Leser wird sich noch entsinnen, wie bei Gelegenheit des internationalen Bergarbeiterkongresses zu Berlin die englischen Delegirten jeden Tag von dem Kongresslokal im Osten, wo sie auch hätten speisen können, nach ihrem Hotel am Friedrichshof fuhren. Der Durchschnitts-Deutsche ist im ersten besten Bier-Restaurant, wo er sich gerade befindet. Das Serviren der Table d'hôte gilt an sich als ziemlich leicht, und doch muß für ein ganz präzises Hand in Hand arbeiten gesorgt sein, es muß Alles „klappen“, wenn die Gäste befriedigt sein sollen. Jeder Kellner erhält nur acht, neun, höchstens zehn Personen zugetheilt. Er beginnt — nach dem ausgegebenen Kommando — einmal links, einmal rechts, einmal in der Mitte seines „Services“. Die Platten müssen in der Küche so angerichtet sein, daß der zuletzt servirte Gast möglichst immer noch die Wahl zwischen einigen Stücken hat. Die mit den leeren Platten nach dem Raum außerhalb des Speisesaales zurückkehrenden Kellner finden dort schon die warmen Teller für den nächsten Gang vor, die sie nach ihren „Servicetischen“, auf denen sich auch die Bestecks zum Wechseln befinden, nehmen, und beginnen nun das Ausheben der schmutzigen und das Einsetzen der sauberen Teller. In der Zwischenzeit sind die Kellner mit dem Speisenaufzug nach der Küche gegangen, und durch Sprachrohre oder Telephon ist der neue Gang bestellt. Greift Alles richtig ineinander, so entstehen weder die gefährlichsten langen „Kunstpausen“, noch werden die Speisenden gehetzt. Gehört wird diese mechanische Arbeit allerdings häufig genug, und zwar durch immer wieder ankommende Gäste.

An den Speisesaal, der des Abends meist auch für Restaurationszwecke (die langen Tafeln werden in kleine Tische zerlegt) hergerichtet wird, schließt sich das Restaurant an, in welchem die Gäste, welche nicht an der „allgemeinen Abfütterung“ Theil nehmen, auch nicht in ihren Zimmern speisen wollen, ihre Dinners à parts oder à la carte servirt bekommen.

In den meisten, gerade in den feinsten, in den Familien-Hotels hat das Restaurant eine relativ geringe Bedeutung, es wird in der Regel nur von den Hotelgästen selbst benützt.

Leses- und Rauchzimmer, wohl auch eine Anzahl kleinerer Salons, in denen kleine Gesellschaften à part speisen können, schließen sich in der Regel auf der anderen Seite dem Speisesaal an. Im Lesezimmer liegen nicht nur die größeren Zeitungen des In- und Auslandes aus, auch eine oft recht ansehnliche Bibliothek ist vorhanden. Kurs-, Reise-, Hotel-adressbücher, die Adressbücher der größten europäischen Städte sind naturgemäß hier die gesuchtesten. Selbstverständlich ist hier auch in ausgiebigster Weise für Schreibmaterial gesorgt.

Eine viel und vielseitig beschäftigte Persönlichkeit, die überall dabei ist, ohne je eigentliche Arbeit zu verrichten, ist der Portier des Hotels. Wo kein Nachtwortier vorhanden ist, müssen die Hausdiener abwechselnd die Nachtwache übernehmen. Der Portier, dem im Besonderen die Hausdiener (in der Schweiz Portiers d'Etage genannt), die Omnibuskutscher, Konduktoren und die Fremdenführer unterstehen, muß Alles und noch mehreres Andere wissen. Daß er drei, vier und noch mehr Sprachen beherrscht, ist selbstverständlich; in den weitaus meisten Fällen ist er ein ehemaliger, viel gereister Kellner. Die wichtigsten Eisenbahnzüge hat er im Kopf, in den Kursbüchern des In- und Auslandes muß er so weit Bescheid wissen, daß er in kürzester Frist Auskunft geben kann. Ueber die Straßen der Stadt, die besten Verbindungen der Omnibusse und Straßenbahnen, über die Taxen der Droschken, Equipagen und Reitperde, sowie über die Tarife der Post- und der Eisenbahnkollis soll er ebenso genau informiert sein, wie über die Tage und Stunden, an denen die Sehenswürdigkeiten der Stadt — frei oder gegen Entgelt — geöffnet sind. Er hat auch für die Eintragung der Fremden in's Fremdenbuch zu sorgen, wobei ihm die Zimmerkellner behilflich sein müssen.

Ueber jeden einzelnen Fremden möchte er genaue Auskunft geben können: Ob er zu Hause ist, wie lange er außer Hause sein wird, wo er eventuell zu finden ist und wie lange er wohl Aufenthalt im Hotel nehmen wird. Bei ihm hängen an großen, schwarzen Tafeln sämtliche Zimmerschlüssel (Zimmerkellner und -Mädchen bedienen sich eines Hauptschlüssels), von seiner Loge aus hat er telephonische Verbindung nach allen Etagen, um jederzeit die Aufträge, die ihm werden, an das Zimmerpersonal gelangen lassen zu können. An den Portier bestellt der Hotelgast, wann er geweckt sein will und wann er abreist. Das Wecken wird vom Nachtwortier oder dem „jour“-habenden Hausdiener besorgt. In gleicher Weise haben übrigens auch Saal- und Zimmerkellner abwechselnd wenigstens die letzten Nachtzüge abzuwarten und mit dem Frühesten aufzustehen. Die Nachtwache wird kontrollirt durch Stechuhren, die an verschiedenen Enden des Hauses angebracht sind.

Die ganz großen Hotels haben ihre eigenen Post- und Telegraphie-Bureau; in manchem Hotel kann das Gepäck direkt aufgegeben werden, so daß sich der Reisende dann nicht mehr um die Beförderung nach dem Bahnhof zu kümmern hat; auch Billet-Verkaufsstellen sind eingerichtet.

Ganz abgeschlossen von diesem Verwaltungszweig ist der innere, unter dem wir Küche, Keller, Vorrathskammern, Wäscherei verstehen.

Die Küche ist das Herz des Ganzen, ihre Güte kann wesentlich zu dem Rufe des Hauses beitragen. Sie bildet ein Reich für sich, in ihm herrscht der „Chef de Cuisine“, der auch in Deutschland vielfach ein Franzose ist, unumschränkt. Seinem Willen unterstehen die „Chefs de Ressorts“ (der Sancier, Rotisseur, Entremetier, Glacier und deren Aides), beugen sich die „kalten Mamsells“, vor ihm zittern die Aufwasmädchen, Zupubfrauen. Auf dem Chef ruht eine große Verantwortlichkeit, ihn trifft der Vorwurf, wenn etwas mißlingt oder nicht zur rechten Zeit fertig wird. Der Chef setzt selbstständig das Menu der Table d'hôte fest, macht bei den Lieferanten die Bestellungen und kontrollirt deren Waaren. Gewiß wird auch hier der Hoteller oder in Aktien-Hotels der Direktor, Geschäftsführer oder wie immer der

Leiter genannt werden mag, ein Wort mitreden, aber im Ganzen giebt es im Hause keine selbstständigere Stellung, als die des Küchenchefs.

In der Küche muß selbstverständlich die größte Ordnung und Sauberkeit herrschen, Alles muß an seinen bestimmten Ort zurückgestellt werden, sobald es gebraucht worden, sonst würde ein allgemeines Durcheinander entstehen. Jeder in der Küche Beschäftigte hat, wie schon aus den obigen Bezeichnungen (Saucenloch, Bratenloch etc.) hervorgeht, einen ganz bestimmten Theil des Ganzen auszuführen. Die „Mamsell“, die in kleineren Häusern meist die „Kälte“ genannt wird, weil sie den kalten Aufschnitt anrichtet, hat hier nur den Salat zu bereiten, nimmt wohl auch die Bons ab und hat im Uebrigen die Aufwasmädchen, das Zurichten von Gemüse, Obst und dergleichen zu beaufsichtigen. In der zur Küche gehörigen Vorrathskammer ist noch ein Koch oder auch ein Fleischer angestellt, denen es obliegt, das Fleisch soweit vorzurichten, daß die Kollegen vom Herd das Stück nur auf den Grill zu legen oder in den Ofen zu schieben brauchen. Hier sind die großen Eisschränke, die Fischbehälter, hier arbeitet auch der Konditor, der das Speise-Eis, die Torten, Bisquitts zubereitet. Das Gemüse, wie Schoten, Bohnen, Karotten wird, wie auch das Obst, in der Küche selbst in großen Mengen eingemacht.

Eine sehr schwere Arbeit hat der Kupferputzer, der direkt in einem Nebenraume hantirt. In den großen Hotels wird in Kupfer gekocht, und die Kaffeerollen müssen nach jedem Gebrauch geschneuert und gepuzt werden. Fast ebenso schwer und noch eklhafter ist die Arbeit, die in der Aufwasmüche zu thun ist und die in dem Waschen der fettigen, mit Speiseresten beladenen Teller besteht. Auch die Silberplatten werden hier gewaschen.

Getrennt von der großen Küche ist die Kaffeeküche. Hier wird der Kaffee, Thee, Eier usw. gekocht; ist nicht eine besondere Mamsell für die Ausgabe von Früchten, Käse, überhaupt von Dessert angestellt, so wird auch dies hier mit zugerichtet.

Besondere Sorgfalt ist in einem Hotel dem Weinteller zu widmen. Mit vielen Hotels ist zugleich eine Weinhandlung verbunden, in Weingegenden wird vielfach auch selbst gefiltert. Auch wo das Letztere nicht der Fall ist, wird der Weinteller einem Kellermeister und einigen Küfern anvertraut. Viele Weine, der Kognak, Liqueure werden in Fässern bezogen und, nachdem sie die richtige Zeit über gelagert haben, auf Flaschen gefüllt. Der Rothwein, der eine wärmere Temperatur verlangt, als der Weißwein, ist deshalb von diesem getrennt; im Rothweinkeller muß Heizvorrichtung vorhanden sein. Die in den Kellereien eines Hotels aufgestapelten Weine repräsentiren oft einen ganz enormen Werth.

Dasselbe gilt vom Wäschebestand, den eine oder zwei „Weißzeugbeschleherinnen“ verwalten. Manche Hotels geben alle schmutzige Wäsche aus dem Hause, andere haben große, der Neuzeit entsprechende Anlagen, große Kochkessel, Wring- und Spilmaschinen, Rollen im Hause, wieder andere haben eigene Waschanstalten auf dem Lande. Welch ungeheure Masse schmutziger Wäsche in einem solchen Hotel zusammen kommt, läßt sich ermessen, wenn man bedenkt, daß zu der Bettwäsche täglich noch die Tischtücher und einige Hunderte Handtücher und Servietten kommen. Außerdem wird in einem ordentlichen Hause den Zimmer-, Küchen- und Waschknechten jeden Tag eine neue weiße Schürze verabreicht, in der Küche, im Aufwaschraum, auf den Etagen, überhaupt im ganzen Hause werden täglich viele Duzende Wisch- und Polirtücher gebraucht. Mit dem Ausbessern der Wäsche sind gewöhnlich ein paar Frauen betraut. Im Wesentlichen üben die Beschleherinnen die Kontrolle über das Personal, das Wäsche gebraucht, in der Weise, daß sie dem Einzelnen einen bestimmten Bestand übergeben, der bei seinem Abgange vollständig vorhanden sein muß. In der Zwischenzeit verabsolgen sie immer nur so viel saubere Stücke, als ihnen schmutzige eingeliefert werden.

(Schluß folgt.)



Im Gefängniß. Nach dem Gemälde von W. Schererszewski.

Vom historischen Faust.

Von Karl Schulz.

Von dem historischen Faust, dem Manne, der Goethe zu seinem Drama den Namen gegeben, ist wenig Sicheres bekannt. Er ist, nach den Aufzeichnungen verschiedener Gelehrter, gegen Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts in der Rhein- und Maingegend des Oesteren gesehen worden. Auch Luther und Melancthon erwähnen ihn, doch ist weder über Geburtsort noch Geburtsjahr etwas bekannt. Man kennt Faust erst von der Zeit an, da er im Alter eines Studirenden an verschiedenen Universitäten war. In Heidelberg, Wittenberg und Krakau soll er Student gewesen sein; doch ist in keiner Matrifel je etwas gefunden worden, und die Angaben, die sich meist auf seine eigene Aussage stützen, können sehr wohl unwahr sein.

Von den verschiedensten Gelehrten, Geistlichen und Laien finden wir Aufzeichnungen, daß sie den Faust, der sich auf einer Visitenkarte kurzweg den „Halbgott von Heidelberg“ nennt, gesehen und gehört haben; Alle stimmen trotz der Verschiedenheit der Angaben darin überein, daß dieser Faust ein Ausbund von Nichtsnutzigkeit gewesen sei. Aufschneidereien und Ueberhebungen müssen ihm ebenso geläufig gewesen sein, wie kleine, die Augen befangener Menschen blendende Eskamotationsstückchen, Taschengeld- und Kartenspielerien. Und wollte ihm Jemand auf den Leib rücken, so verschwand er aus der Stadt und — ließ noch ein paar Gläubiger sitzen, um in einer nächsten Stadt sein Treiben fortzusetzen.

Es ist bedauerlich, daß über das Leben und Wirken des Faust nicht früher Aufzeichnungen gemacht wurden, daß man vielmehr erst ein ganzes Jahrhundert nach seinem Tode diese merkwürdige Persönlichkeit näher betrachtete, seine „Missethaten“, soweit man sie noch wußte, sammelte und handschriftlich niederlegte. Das war um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts, zu einer Zeit, da die christliche Orthodorie in vollster Blüthe stand. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß das gotteslästerliche Leben und schreckliche Ende dieses Thunichtguts in weitestem Umfange für die fromme Sache fruchtbar wurde, daß Vieles aus dem Leben Faust's weggelassen, Vieles hinzugefügt, das Meiste aber in entstellter Weise wiedergegeben wurde. Für Alles, was in jenen Aufzeichnungen steht, auch für das elendliche Ende des Faust auf einem Düngerhaufen kann man eine ganz natürliche Erklärung finden. Es wird ihm ähnlich ergangen sein, wie einem nahen Verwandten in der Literatur, dem Tyll Eulenspiegel, dem man auch alle möglichen Nichtsnutzigkeiten angehängt hat.

Es mag gestattet sein, einige Proben aus dem erwähnten Buch zu geben. Ich will Bemerkungen und Erläuterungen nach Möglichkeit unterlassen, um die kostbare Naivität nicht zu stören, mit welcher das Volk den Eskamoteur, Zauberkünstler, Hypnotiseur (?) und unübertrefflichen Lügenpeter betrachtet hat.

Nach dem Volksbuch ist Faust zu Salzwedel geboren. Seine Eltern waren fromme Leute, und ihr Wunsch ging dahin, daß ihr Sohn — Johannes mit Namen — Theologie studire, um ihnen im Alter eine zuverlässige Stütze zu sein. Johannes Faust geht nach Wittenberg, wo ein reicher Onkel von ihm wohnt; dort besucht er die Universität und probirt sein Heil an allen Fakultäten. Doch das Studium gefällt ihm nicht, er zieht es vor, mit seinen Kollegen ein lustiges Kneipleben zu beginnen. Nur die Astronomia (Sternkunde und Sterndeutung) und die Chiromantia (Wahrsagekunst) vermochten ihm nebenbei einiges Interesse abzugewinnen. Da er aber bei seinem lieblosern Lebenswandel viel Geld nötig hatte, kam er auf den gotteslästerlichen Gedanken, ob sich nicht durch Geisterbeschwörung etwas gewinnen ließe.

Nachdem er aus den Sternen ersehen, daß seine Geburt sehr günstig gefallen war, er also die besten Chancen hatte, studirt er allerlei Beschwörungsformeln, bis er meint, nun genügend vorbereitet zu sein. In einem Walde bei Wittenberg, an einer

Begscheide, welche fünf Ausgänge hat, fand die Teufelsbeschwörung statt. Mit Ach und Krach, halb ein Opfer seines Begimmens, hat es Faust zu Wege gebracht, daß der Teufel erscheint und gegen einen mit Blut geschriebenen Pakt sich ihm dienstbar machen will. Faust bekommt einen täglichen Begleiter, Namens Mephistophiles, der ihm alle Wünsche zu erfüllen hat. Faust versichert sich auf 24 Jahre Erdenleben in Sauf und Braus, in Erfüllung alles dessen, was sein Herz begehrt, und dann — dann kann ihn der Teufel holen.

Und nun beginnt ein Leben in dolci júbilo. Vorher läßt sich Faust in Wittenberg als Arzt nieder, damit er immerhin das Ansehen eines bürgerlichen Mannes genießt; doch seine Geistergeschichten werden bald rufbar. Und da er ein Leben in größter Wollust, unter Entfaltung eines ganz ungewöhnlichen Luxus führt — Mephistophiles muß natürlich Alles besorgen —, so werden alle Nachbarn bald darauf aufmerksam, daß hier Etwas nicht richtig ist. Dr. Faust umgab sich selbstgefällig mit dem Nimbus eines außergewöhnlich großen Geistes, der alle Bücher kennt, alle Formeln weiß, dem einfach Alles zur Verfügung steht.

In seinem Hause war ein Garten, in welchem die Blumen sogar im Winter blühten — „ohn angesehen, daß bey uns jegund ein zimlicher großer Schnee gelegen ist“ . . . Auch hatte er allerhand lebende Thiere in seiner Nähe. Im Hofe liefen Skapannen, indische Hühner, Rebhühner, Enten, Schwäne und Störche ohne Scheu untereinander, und auf seiner Tafel standen frische Birnen, Äpfel und Weintrauben, wie frisch gepflückt — „dieweil es draußen schneete“.

Seine auffällige, ganz außerordentliche Haushaltung genoh einen weiten Ruf, und kam ein Graf zu ihm, so erzählte Faust, daß er schon mit Fürsten gespeist, kam ein Fürst, so wußte Faust von Königen zu erzählen, an deren Tafel er gegessen. Vom Paradies wußte er ebenso genau zu berichten, wie von der Hölle und dem Fegfeuer. Und im Himmel stand er so gut angeschrieben, daß er nach seiner eigenen Aussage Kardinal der heiligen Maria von Portieu werden wird. Sein großer, zottiger Hund, Praetigiar, verließ auf einen Blick des vielgelehrten Dr. Faust das Zimmer und blieb so lange vor der Thür stehen, bis er gerufen ward, dann öffnete er (der Hund) die Thür allein und kam herein. Ging das noch mit rechten Dingen zu?

Natürlich sucht ein jeder Mensch mit solch' gelehrtem und gefürchteten Mann Freundschaft zu halten. Und die dies nicht thaten, mußten sehr Uebles erfahren. Geht einmal der Dr. Faust mitten auf dem schmalen Fahrbaum; ihm entgegen kommt ein Bauer mit einem zweispännigen Wagen, hoch mit Heu beladen. Der Bauer kann nicht ausweichen, weil die Straße zu schmal ist, und Faust, der wieder einmal, wie gewöhnlich, betrunken war, will nicht ausweichen. Worte fliegen herüber und hinüber, bis Dr. Faust dem Bauern droht, das ganze Heu und Pferd und Wagen aufzu-fressen. Gleich darauf verschwindet in dem ungeheuer aufgesperrten Maul des Doktors ein Bündel Heu nach dem andern. Mit lautem Geschrei läuft der Bauer in's nächste Dorf zum Bürgermeister; dieser begiebt sich mit dem Bauern zurück, allwo sich der Vorfall zugegetragen, und siehe da — da steht das Fuder Heu an der nämlichen Stelle und nicht ein Bündel fehlt daran. Als einstens wieder Gäste bei Dr. Faust gewesen, erhob sich alsbald ein Regenwetter; doch die Sonne kommt wieder hinter den Wolken hervor und am Himmel zeigt sich ein prächtiger Regenbogen. Da untersteht sich Dr. Faust, den Regenbogen vom Himmel herunter zu greifen; er tritt an's Fenster, wo die Sonne schien, und hatte auf einmal, ganz deutlich sichtbar, einen gelben, rothen, blauen und grünen Lichtschein in seiner rechten Hand, dann warf er den Lichtschein zum Fenster hinaus und als seine Gäste nachschauten, stand der Regenbogen wieder am Himmel.

Trotzdem nun Faust dienstbare Geister genügend um sich hatte, litt er doch an dauernder Geldnoth. Auch ein wucherischer Jude sollte ihm Geld borgen; dieser verlangte aber als Unterpfand — ein Bein

des Dr. Faust. Faust griff ruhig nach der Säge und hielt sein Bein hin. Und der Jude schnitt das Bein ab; unterwegs aber bekam er eine furchtbare Angst, daß Faust nun sterben könne; er schafft das corpus delicti weg, indem er das Bein in den Fluß wirft. Doch der Dr. Faust hielt sein Wort, am fünften Tage schickt er einen Boten, der Jude möge sich sein Geld holen und das Pfand mitbringen. Nun bestand aber der Jude in seiner furchtbaren Angst, weil er das Pfand nicht mehr besaß, darauf, daß Faust das Geld schon zurückbezahlt habe, und er werde noch eine Quittung schreiben, daß er es schon erhalten. Und Dr. Faust lacht sich mit seinen Schülern halb todt über das Schnippchen, das er dem alten Geizhals geschlagen.

Ein Pferdehändler, der sich von Dr. Faust betrogen glaubte, wollte den Doktor sprechen und fand ihn auf einer Bank schlafend. Er ergriff ihn am rechten Bein und schüttelte ganz unbarmherzig. Doch — o weh — das ganze Bein ging ab und fiel krachend zur Erde. Erschrocken lief der Händler von dannen und ließ sein Geld im Stich. Doch der Dr. Faust lachte hinter ihm her.

Sehr übel erging es dem Wirthsburschen, der das Glas des Doktors allweil zu — voll schenkte. Nach vergeblichem Drohen reißt Faust sein Maul auf und verschlingt den Jungen mit Haut und Haaren. Dann greift er nach dem Schwemkeimer und mit den Worten: „Auf einen guten Bissen gehört ein guter Schluck“, stürzt er den ganzen Eimer nach. Den Gästern stehen die Haare zu Berge. Doch da der Wirth seinen Jungen energisch zurückverlangt, weist Dr. Faust mit einigen Zaubersprüchen hinter den Ofen. Dort fand man den zitternden Jungen, zusammengesauert und pudelnack.

So trieb es Dr. Faust in der ganzen Umgegend. Von allen Menschen war er angestammt und bewundert. Nur er selbst begann sich allmählig zu fürchten, denn die ihm zugebilligte Lebensdauer ging zur Neige. Er hatte seinen Geist Mephistophiles schon des Oesteren gefragt, ob er (Faust) nicht noch zu retten sei oder was der Geist an seiner Stelle thun würde. Doch das schreckliche Ende war nicht abzuwenden. Faust versucht zu beten; es gelingt ihm nicht, er ist unweigerlich dem Teufel verfallen.

Als die vierundzwanzig Jahre verfloßen waren, erhob sich über Nacht ein großer Sturm; anfänglich hörte man Faust noch beten, dann verstummte sein Gebet, und als es vom Thurm zwölf schlug, erhob sich ein Gepolter im Hause, als wenn Alles einfallen sollte. Alle Wände zitterten, und man hörte Faust furchtbar schreien. Am nächsten Morgen kamen die bekannten Studirenden und wollten den Doktor in seinem Zimmer aufsuchen, doch sie fanden nichts vom Doktor; dagegen war das ganze Zimmer blutig, an der Decke klebte Gehirn. Des Doktors Leichnam fand man aber auf einem Düngerhaufen in der Nähe.

Daraus möge der liebe, fromme Leser ersehen, daß es nicht gut sei, sonder Tugend und Frömmigkeit dahinzuwandeln, auf daß ja der böse Feind keine Macht an uns haben möge u. u.

Soweit das Volksbuch.

In ihm ist das älteste bekannte Material über Dr. Faust zusammengetragen. Das religiöse Moment ist stark herausgearbeitet. Die Veränderungen, die sich in den hundert Jahren nach dem Tode des Faust in den Anschauungen vollzogen hatten, kommen in dieser Tendenz zum Ausdruck.

Es gehörte ein Goethe dazu, aus dieser fragwürdigen Gestalt einen „Faust“ zu schaffen. Er griff das Motiv auf, reinigte es von allen Schlacken, befreite es von dem religiösen Beiwerk und erhob so seine Gestalt auf den Piedestal der Unsterblichkeit. —



Des Königs Uniform.

Von Henrik Pontoppidan.

I.
 Drüben am Fenster seines Arbeitszimmers saß Kreisrichter Hammer in tiefen Gedanken versunken. Aufgeschlagene Gesetzbücher, Gerichtszeitungen und Akten umgaben ihn. Die eine Hand stützte den Kopf, die andere ruhte schwer auf einem großen Dokument.

Hier hatte er den ganzen Nachmittag hinter geschlossenen Türen gesessen, ohne irgend Jemanden sehen oder sprechen zu wollen. Und nun war es Abend geworden. Draußen von dem großen Marktplatz her, der sich mit seiner monumentalen Pumpe, seinen zwei grünen Bäumen und seiner Laterne vor der Wohnung des Kreisrichters dehnte, glitt ein Strahl der untergehenden Sonne durch das Fenster und übergoß Hammer's bartloses Antlitz und sein graugesprenkeltes, dicht gekräuseltes Haar mit rötlichem Schimmer.

Er war eine hohe und kräftige Gestalt. Wären die Goldstickereien auf dem Rockfragen nicht gewesen, sein robustes Äußere hätte einen Fremden wohl veranlassen können, ihn für einen Gutsbesitzer oder dergleichen zu halten, zumal da auch die Zimmerausstattung viel eher auf das Sportsleben eines Landjunkers, als auf das stille Wirken eines königlichen Bureaukraten schließen ließ. Natürlich fand man auch hier die gewohnte, juristische Papiersündfluth, die vollgepackten Regale, Schränke, Tische, ja, sogar Stühle. Aber eine ganze Zimmerecke war einer stattlichen Ausstellung alter und neuer Jagdtrophäen geweiht, die deutlich genug die Ueberwachung des Besitzers verriethen. Ueber den Türen prangten Hirschgeweihe und ausgespannte Felle, und zu oberst auf den Regalen standen lange Reihen ausgestopfter Vögel, die mit großen, rothen Glasaugen auf den Besucher hinabstarrten.

Bis vor ungefähr zwölf Monaten hatte Kreisrichter Hammer auf dem Lande gelebt. In einem der großen aufstehenden Dörfer an der Haidegrenze hatte er den ziemlich bedeutenden Posten eines Anwalts bekleidet, der ihn zu einem wohlhabenden Manne gemacht hatte.

Eine angeborene Neigung für ein heiteres Leben in freier Luft und ein dadurch stark entwickelter Unabhängigkeitsinn, hatten ihn seiner Zeit veranlaßt, diese Wirksamkeit dem emsigen Emporkriechen an der Beamtenleiter vorzuziehen. Aber er hatte fast in demselben Augenblick seine Wahl bereut. Wie oft hatte sein außerordentlich stark entwickeltes Hart- und Gerechtigkeitsgefühl unter den vielen Sachen zweifelhafter Art, den mannigfachen Kniffen und Winkelstreiberien, die die Wirksamkeit eines Anwalts unter diesen Umständen nothwendiger Weise mit sich bringen mußte, zu leiden gehabt! Bei seiner friedlichen, etwas trüben Natur war es ihm stets schwer geworden, seinen Klienten anstatt des mageren Vergleiches, den fetten Prozeß zu empfehlen; und die gewöhnlichen, langen Anwaltsrechnungen mit den bis in's Unendliche spezifizirten „Auslage“-Posten stellte er nie ohne ein Gefühl der Beschämung ans.

Trotzdem hatte er, bei der Unentschlossenheit, die ihn im Großen und Ganzen charakterisirte, es lange nicht über sich vermocht, eine entscheidende Veränderung zu treffen. Erst als er sich in schon vorgerücktem Alter verheirathete, und vor allen Dingen, als er Kinder bekam, die immer größer wurden, fühlte er um ihrerwillen die Verpflichtung, sich durch Eintritt in den Beamtenstand das soziale Ansehen zu verschaffen, das eine solche Stellung augenblicklich mit sich bringen mußte. Dazu kam noch, daß seine junge Frau eine zarte, verwöhnte Kopenhagenerin war, die das Landleben verabscheute und Jahr für Jahr an einer hoffnungslosen Melancholie dahin welkte; daher blieb ihm zuletzt nichts Anderes übrig, und er selbst empfand auch ein wahres Gefühl der Befriedigung, als er seine fettigen Anwaltsprotokolle für immer schloß und die fleckenlose, goldgestricelte Uniform des Königs anlegen konnte.

Unglücklicherweise fand sein Eintritt in den Be-

amtenstand kurz nach dem Ausbruch des bitteren, politischen Streites statt, der lange unter der Bevölkerung geschwelt, und den der Verfassungsbruch der Regierung nun endlich zu hellen Flammen entfacht hatte.

Kreisrichter Hammer war noch ein gläubiger Anhänger der Rechten, der nicht das Geringste dagegen einzuwenden gehabt haben würde, wenn man die unumschränkte Staatsmacht wieder in die Hände des Königs zurückgelegt hätte, weil „das Andere“, wie er sagte, „so viel Wirrwarr anrichtete“. Aber jede Art Fanatismus war seiner friedlichen Natur zuwider, und um sich behaglich zu fühlen, mußte er mit seiner ganzen Umgebung im besten Einvernehmen leben.

Und dennoch, es war nicht allein dieser aufreibende Streit, diese ewige Unruhe, die sein Haar in der kurzen Zeit, in der er dieses hohe Richteramt verwaltete, mit vielen weißen Fäden durchzogen hatte. Was ihn am meisten verwirrte und peinigte, war die, wie es ihm schien, vollständige Umwälzung, die die Begriffe Recht und Unrecht, Verantwortung und Pflicht, Schuld und Strafe erlitten. Nicht allein, daß die Regierung Schritte unternahm, die er, wenn er sie auch an und für sich billigte, unmöglich als gesetzmäßig betrachten konnte; selbst von dem höchsten Richterstuhl des Landes ergingen Urtheile und Interpretationen, die er vor einem Jahr noch für vollkommen unmöglich gehalten hätte.

Er suchte sich einzureden, daß der Fehler wohl an ihm selbst liege, daß er da draußen auf dem Lande in ganz unverzeihlicher Weise seine juristische Ausbildung vernachlässigt habe und daher nun nicht der Zeitströmung zu folgen vermöge.

Trotzdem ward sein Gesichtsausdruck immer finsterner, seine Unruhe immer bemerkbarer, je näher der unvermeidliche Augenblick heranrückte, wo er selbst zum ersten Mal in Folge der neuen Gesetze einschreiten und nach den neuen Auslegungen richten sollte.

II.

Kreisrichter Hammer wurde in seinem Gedankengange durch ein Klopfen an die Thür gestört.

Auf sein „Wer da?“ trat ein jüngerer, корпулентler Herr in's Zimmer, eine unterlegte, etwas xbeinige Gestalt, mit kurzem Hals und ungewöhnlich breiten Schultern, über denen im Halbbunfel ein runder Kopf wie eine hell polirte Kugel glänzte.

Es war der Assessor Simmelkjär.

Obgleich der Kreisrichter seinem Personal zu verstehen gegeben hatte, daß er allein zu sein wünsche, näherte sich doch der Assessor ganz ungentert und sprach mit gellender Stimme, während er mit runder Armbewegung eine Vorknette auf seinen flachen Nasenrücken drückte: „Verzeihen Sie, Herr Kreisrichter, es handelt sich um die Liste, die die Namen Derjenigen enthält, welche die Steuern verweigern; ich möchte sie gerne zurück haben.“

„Ja . . . jawohl!“ rief Hammer, augenscheinlich nicht im Geringsten verdrießlich, während er sich in die Haare griff, um eine plötzliche Unruhe, die der Anblick des Assessors in ihm hervorgerufen hatte, zu verbergen. „Ich habe sie gerade hier,“ fuhr er fort und nahm das Dokument, das vor ihm lag. „Sagen Sie 'mal . . . nicht wahr, Herr Simmelkjär, . . . Sie kennen ja die Personen, deren Namen hier bezeichnet stehen?“

„Selbstverständlich!“ antwortete der Assessor überlegen. — „Sagen Sie 'mal . . . was sind es eigentlich für Leute?“

„Was meinen der Herr Kreisrichter?“

„Ach, ich meine nur . . . ich will Ihnen sagen . . . ich sehe nämlich gerade hier und denke darüber nach, ob es nicht das Beste wäre, diese Pfändungsgeschichten noch eine Zeitlang hinauszuschieben. Es eilt ja nicht . . . und mir scheint, man muß unter der Hand diesen Menschen beibringen können, wie dumm sie mit diesen Protesten handeln und wie wenig sie damit erreichen werden. Diese Leute sind doch nicht allen Vernunftgründen unzugänglich . . . Und was auch nicht zu

verachten ist . . . wir selbst würden vielen man-genehmen Geschichten entgegen, wenn die Sache sich in Güte ordnen ließe. Was meinen Sie dazu?“

Das Wort „Güte“ schien auf den Assessor wie ein Wespenstich zu wirken. Mit einer Grimasse ließ er den Kneifer fallen und blickte seinen Vorgesetzten fast unverschämt an.

„Ich verstehe nicht . . . ich glaube, der Herr Kreisrichter wüßten, daß die erwähnten Pfändungen für morgen anberaumt sind. Die betreffenden Ortsvorsteher sind schon davon unterrichtet und zwei Be-rittene der Gendarmeriestation requirirt.“

„Gendarmen! . . . Was sollen denn die?“ fuhr Hammer, sich vergessend, auf.

„Es geschieht auf ausdrücklichen Befehl des Amtes hin . . . wie der Herr Kreisrichter sich wohl erinnern werden,“ antwortete der Assessor, während ein fast unmerkliches Hohnlächeln seine Lippen kräuselte. . . „Was nun die Demonstranten anbetrifft, so bin ich allerdings der Meinung, daß nicht der geringste Grund zur Schonung vorhanden ist; wie ich es denn auch nicht für wahrscheinlich halte, daß versöhnliche Unter-handlungen sie zur Vernunft bringen! . . . Uebrigens ist es auch wohl nicht die Aufgabe des Amtes, hier den Moralprediger zu spielen,“ schloß Herr Simmelkjär spöttisch, und drückte abermals mit der fetten Hand die Vorknette auf die Nase.

Drüben von seinem Lehstuhl aus hatte Kreisrichter Hammer den Assessor verstohlen mit einem scheuen und finsternen Blick angesehen. Nun wandte er die Augen ab, blickte vor sich nieder und preßte die Lippen aufeinander, als fehle ihm der Muth, die Bemerkung auszusprechen, die ihm auf der Zunge schwebte.

Denn trotz seines verhältnißmäßig noch wenig vorgeschrittenen Alters und seiner bescheidenen bürgerlichen Stellung war Herr Simmelkjär ohne Zweifel einer der einflußreichsten Personen der Stadt, mit dem sich zu entzweien es unter den jetzigen Verhältnissen nicht rathsam war. Als Vorsteher des „Konservativen Klubs“ war er schnell zu Ansehen und Einfluß gelangt.

Es war unter Anderem allgemein bekannt, daß er in Folge der politischen Verhältnisse ein ganz besonders intimer Freund des Amtmanns war, mit dem er oft lange Privatkonferenzen hatte. Aus demselben Grunde ging er bei dem Adel der ganzen Umgegend aus und ein und war eine Art Vorsehung für den „Folkethingmann“ des Kreises, den alten Lehnsgrafen zu Anniehof, dessen Wahlleiter er war. Daneben verwaltete er die Kriegskasse der Partei; seine Stimme war entscheidend bei der Besetzung aller Vertrauensposten; er verfaßte heimliche Listen über die Widersacher der Regierung und setzte ein Fragezeichen hinter die Namen der lauen Freunde. . . Kurz, er war der leitende Geist der ganzen, in der Gegend emporkblühenden, revolutionären Reaktion.

Kreisrichter Hammer erhob sich aus seinem Lehstuhl und stellte sich, dem Zimmer den Rücken zugewandt, drüben an das andere Fenster.

„Ja, natürlich . . .“ sagte er und bestreute sich dabei, seiner Stimme einen natürlichen Klang zu geben. „Wenn diese Menschen nicht bezahlen wollen, dann ist selbstverständlich nichts dagegen zu machen . . . dann müssen wir sie auspfänden. Das ist klar. Wollen Sie also die Güte haben, Herr Simmelkjär, alles Nöthige vorzubereiten.“ — „Das ist schon geschehen.“

„Gut! Sehr gut! . . . Ja, das ist dann Alles, Herr Simmelkjär!“

Nachdem der Assessor sich zurückgezogen hatte, blieb Kreisrichter Hammer noch eine Weile am Fenster stehen und starrte gedankenvoll auf den Marktplatz hinaus, in dessen vielen Regenspflügen sich die rothen Abendwolken spiegelten.

Schließlich näherte er sich wieder langsam seinen Büchern, schlug beim Dämmerlicht des schwindenden Tages noch diesen und jenen Paragraphen auf, las ihn sorgfältig durch und sank darauf wieder grübelnd in seinen Stuhl.

Endlich erhob er sich, als er zu einem entscheidenden Entschluß gekommen, strich mit der Hand über das Antlitz und ging zu seiner Frau in's Wohnzimmer.

III.

Kreisrichter Hammer fand seine Frau vor dem Klavier zwischen zwei angezündeten Kerzen, im Begriffe, die große Bravournummer, „Die Kaschade“, die sie bei einem nahe bevorstehenden Wohlthätigkeitskonzert zum Besten geben sollte, einzulüben.

Sie trug ein braunes Seidenkleid mit breitem, auf die Schultern herabfallenden Spizenträger und sah reizend aus. Niemand, der diese schlanke, blonde Gestalt mit dem feinen Vogelgesicht und den großen, blaugrauen Augen betrachtete, hätte gedacht, daß Frau Hammer schon zehn Jahre lang die Frau des schweren, grauköpfigen Kreisrichters sei. Es hatte wirklich den Anschein, als habe das Stadtleben, die Stadtluft, der mausgefestete Gesellschaftsstammel,

in dem die Honoratioren der kleinen Stadt lebten, und die Bewunderung und Huldigung, deren Gegenstand eine so hübsche und talentvolle Dame in diesen Umgebungen naturgemäß werden mußte, ihr plötzlich die Jugend und Frische wiedergegeben, die das inhaltslose, monotone Leben draußen an der Haidegrenze ihr langsam geraubt hatte.

Die junge Frau selbst hatte das Gefühl, als erwache sie aus einem zehnjährigen Schlafe. Sie ging immer noch umher, wie von einem leichten Glücksrausch befangen; im ganzen Hause konnte man sie vom Morgen bis zum Abend wie eine Achtzehnjährige singen und trällern hören. Ihr Antlitz war eitel Sonnenschein, und wenn sie, selbst an Wochentagen, so gepugt einher ging, daß es Aufsehen erregte, so geschah das nicht aus lauter Gefallsucht oder aus eitler Freude darüber, jetzt wieder ein verständnißvolles Publikum zu haben, vor dem sie sich entfalten konnte, sondern weil für sie jeder

Tag wirklich ein Fest war, das gefeiert werden mußte; weil sie an jedem Morgen, wenn sie das Bagengerassel auf dem Steinpflaster, das Pfeifen der Fabriken und der Trommelwirbel des ausrückenden Militärs weckte, von einem Jubel ergriffen wurde, dem sie Ausdruck geben mußte.

Sie hatte sich seinerzeit nicht ohne Ueberwindung entschlossen, die Frau des damaligen Dorfadvokats zu werden. Der Kummer über den plötzlichen Tod ihrer Eltern, das Verlangen nach väterlicher Fürsorge und die Aussicht, sonst ihr Brot als Gouvernante verdienen zu müssen, hatten sie ihm wider ihren Willen in die Arme geführt. Und wie sehr hatte sie nicht ihre Nachgiebigkeit bereut! Niemand, außer ihr selber, wußte, was sie während dieser inhaltslosen Jahre der Verbannung gelitten hatte, wie sehr ihr jeder Tag als eine nicht enden wollende Verzweiflung, jede Nacht als ein bodenloses Räthsel erschienen war.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Auf dem Kirchhof.

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
Ich war an manch' vergessenem Grab gewesen.
Verwittert Stein und Kreuz, die Gränze alt,
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen.

Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
Auf allen Gräbern froh das Wort: Gewesen.
Wie sturmestodt die Särge schlummerten,
Auf allen Gräbern taute still: Gewesen. —

Dessau von Villencron.

Im Gefängniß. Wie oft kam auch in diesem Jahre wieder die Nachricht aus Rußland, in dieser oder jener Stadt habe die Polizei eine größere Zahl von Verhaftungen vorgenommen. Ein paar kurze Zeilen nur, ein paar Namen — fast haben sich die Leser daran gewöhnt, und es stellt sich nur Dieser oder Jener noch vor, welche Fülle von Gland sich hinter diesen Worten birgt. Vor dem Auge des Künstlers aber steigen die Bilder des Schreckens auf; sie bemächtigen sich seiner Phantasie und lassen ihn nicht eher frei, als bis er sie in einem Werke geformt. Schereichenski hat vor allen Anderen die Leiden dieser Unglücklichen dargestellt; die Leier der „Neuen Welt“ erinnern sich noch des Bildes „Nach Sibirien“. Sein heutiges Bild zeigt ein ähnliches Motiv. Daß es politische „Verbrecher“ sind, die hier in's Gefängniß geschleppt wurden, zeigt ihr Aeußeres, der Ausdruck ihrer Gesichter und ihre Haltung. Sie sind eben verhaftet worden. Sie wissen, was diese Verhaftung für sie bedeutet, im besten Falle Jahre dauernde Untersuchungshaft und dann wahrscheinlich — Sibirien! Und ebenso lange sind sie dem Dienste, dem sie ihr Leben geweiht, dem Dienste der Freiheit entzogen! In wildem Schmerz ist der Eine auf die hölzerne Bank niedergefallen, den tief gebeugten Kopf in den Händen bergend. Die beiden Freunde halten einander umarmt; sie sind traurig, aber in den Mienen des Einen prägt sich fast noch stärker die Erbitterung gegen die aus, auf deren Gebot er hierher gebracht wurde. Dort der Jüngere hat sich auf den Boden geworfen, um durch das niedrige, stark vergitterte Fenster einen Blick in's Freie zu gewinnen. Am meisten Interesse erweckt der im Vordergrund stehende Mann. Erregt ist er auf und ab geschritten; jetzt ist er plötzlich stehen geblieben und verharrt regungslos in einer fast lauernden Haltung: ein Gedanke durchzuckt ihn, von dem er die Befreiung erhofft. Wie er den Kopf ein wenig geneigt hält, wie die Schultern eingezogen sind und die Hände sich erregt auf einander pressen, wie der Blick von unten herauf suchend in's Weite geht, daraus fühlt man, daß er sich nicht willenlos dem Schicksal hingeben will, sondern daß hinter der mächtig gewölbten Stirn unablässig die Gedanken arbeiten.

Die Töpferei im alten Aegypten. Es war von vornherein anzunehmen, daß ein Volk wie die Aegyptier, das eine Kunst besaß, vor deren Werken wir noch heute bewundernd stehen, auch darauf bedacht gewesen ist, die zum täglichen Leben nothwendigen Gebrauchsgegenstände nicht nur zweckentsprechend zu gestalten, sondern ihnen auch anmuthige Formen und schöne Verzierungen zu geben. Und in der That zeigen uns, wie Steinbock in seiner Arbeit über das Kunstgewerbe im alten Aegypten ausführte, sowohl die Bilder auf den Wänden der Tempel und Gräber, als auch die erhaltenen

Gegenstände selbst, in welcher Blüthe das Handwerk in Aegypten einst gestanden hat.

Zu den ältesten Handwerken gehört auch bei den Aegyptern die Töpferei. In dem Augenblicke, wo der noch auf einer niedrigen Kulturstufe stehende Mensch anfängt, sich zur Vereitung seiner Speisen des „göttlichen“ Feuers zu bedienen, wird er darauf hingewiesen, daß es neben dem Bratpfische doch auch erwünscht ist, feuerfeste Geräte zu besitzen, in denen er seine Milch kochen, sein Fleisch schmoren und braten kann. Für derartige Gefäße ist nun der Thon das allenthalben von der Natur gekieserte Material. Und Aegypten mit seinem Lehmboden liefert es noch in einer besonders großen Menge und guten Beschaffenheit. Zunächst fängt man an, die zum Aufsetzen auf's Feuer nöthigen oder zur Aufbewahrung von Speisen erforderlichen Gefäße mit der Hand roh zu formen. Aber sehr frühzeitig ist man von dieser rohen Fertigstellungsweise zu einer besseren und auch bequemeren übergegangen, derselben, deren sich ja noch heute allenthalben der Töpfer bedient, zum Drehen der Töpfe auf der Scheibe. Sie ist den Aegyptern bereits im vierten vorchristlichen Jahrtausend bekannt gewesen, und auch in den uralten Sagengebüchtern spielt sie eine Rolle: soll doch ein Gott selbst, Namens Chnum, die Menschen auf seiner Töpferscheibe gebildet haben. War der Topf fertig geformt, so wurde er in Ofen mehr oder weniger stark gebrannt. Die Formen für die verschiedenen Gefäße sind nun sehr mannigfaltig, je nach dem praktischen Zwecke, zu dem sie gebraucht werden. Da haben wir große flache Schalen, in die man Früchte, Datteln, Weintrauben legt, kleinere Teller zum Essen, große hohe Wasserkrüge, sowie Flaschen und Becher, in denen das auch in Aegypten schon sehr beliebte Bier aufbewahrt wurde. Dazu kommen kleine Kästchen für Oel und wohlriechende Salben, und selbst die Lampe wurde in Form eines tiefen Tellerchens mit einem Schnabel, in den der Docht gelegt wurde, vom Töpfer fabrizirt. Aber der Meister Töpfer begnügt sich oft nicht mit diesen einfachen, von vornherein gelieferten Formen; er sucht sie mannigfaltiger zu gestalten und macht z. B. der Flasche statt eines geraden, senkrechten Halses einen gebogenen oder drückt den schlanken Hals an mehreren Stellen ein, so daß sein Umriss eine wellenförmige Linie bildet. Oder er läßt seiner Phantasie frei die Fingel schieben: die Flasche erhält die Form eines Fisches oder einer Ente oder gar die einer Frau, ganz ähnlich, wie ja auch bei uns vielfach Krüge oder Flaschen als Mönche, Soldaten u. s. w. gebildet werden. Henkel finden sich an den ägyptischen Krügen verhältnißmäßig selten, und wo wir ihnen begegnen, sind sie oft im Verhältniß zur Größe des Kruges so klein, daß sie kaum als Handhaben gedient haben können. In der That wurden die Henkel wohl auch meist, wo sie nicht lediglich Zierrath waren, nur dazu benützt, um Schnüre oder Stricke hindurch zu ziehen, an denen man die Gefäße dann trug. Was uns aber noch mehr an den ägyptischen Krügen auffällt, ist die Eigenthümlichkeit, daß sie meist keinen Fuß haben, sondern unten spitz zulaufen oder doch einen so kleinen Boden haben, daß sie kaum darauf stehen können. Sehen wir uns ägyptische Bilder an, so werden wir in der That auch bemerken, daß man diese Gefäße nicht auf den harten Boden stellte, sondern sie in den Sand steckte oder auf Untergerüste setzte, die aus Holz gezimmert, oder wie der Krug selbst vom Töpfer aus Thon geformt waren.

Vielach ist nun der Töpfer darauf bedacht, die Außenfläche seiner Gefäße nicht roh zu lassen, sondern sie fein zu glätten, sie mit einem hübschen Ueberzug von Farbe oder dünner Glasur zu versehen und ihnen namentlich durch eingeritzte oder aufgemalte Verzierungen verschiedener Art ein dem Auge wohlgefälliges Ansehen zu verleihen. Die ältesten Gefäße, die wir in Aegypten kennen, gehören

dem vierten, vielleicht gar dem fünften vorchristlichen Jahrtausend an, und haben also das ehrwürdige Alter von 6000 bis 7000 Jahren. Sie sind meist roth gestrichen und geglättet und zeigen häufig als einzige Verzierung einen schwarzen Rand, dessen Farbe einfach dadurch erzeugt worden ist, daß man den Rand dem Feuer des Brennofens stärker ausgesetzt hat als den übrigen Topf. Daneben kommt eine feinere Waare in den Handel, die eine hellbraune Oberfläche zeigt, auf die man mit dunkler, rothbrauner Farbe allerlei Verzierungen aufgemalt hat: Wellen- und Schneckelinien, Flamingos, Steinböcke, kleine Nilchiffe mit ihren Rudern und Masten, oder auch menschliche Figuren, besonders Frauen in merkwürdigen Stellungen, die man wohl für Tänzerinnen ansehen kann. In anderen Fällen hat der Töpfer das Ornament nicht aufgemalt, sondern mit einem Stäbchen die Verzierungen — Linien und Pflanzenformen — in den noch feuchten Thon eingeritzt und dann mit einer weißen Masse ausgefüllt.

Später, in der Zeit, die wir als das „mittlere Reich“ von Aegypten bezeichnen und um die Wende des zweiten vorchristlichen Jahrtausends ansehen, kommen flache Schalen vor, in die man in ziemlich roher Zeichnung Fische oder Wasserblumen eingeritzt hat. Der Zweck dieser Zeichnungen ist uns schwer zu errathen. Man stellt sich die kleinen Teller als Wasserbecken vor, in deren Tiefe Blumen wachsen oder lebende Karpen umher schwimmen. Bei den großen Gastgelagen, die auch den Aegyptern willkommenen Freuden boten, bekränzte man „mit Laub den lieben, vollen Becher“, Blumengewinde und Kränze wurden um die gefüllten Weinkrüge geschlungen und Lotosblüthen und Knospen in die Hälse der Wasserkrüge gesteckt. Diese Freude an den Blumen, die wir auch sonst noch vielfach bei den Aegyptern finden, hat nun auch auf die Verzierung der Krüge eingewirkt. Die Kränze, die die Weinkrüge schmückten, wurden in bunten Farben als Ornament aufgemalt, und Ranken von Weinblättern und Trauben vertragen schon äußerlich, welche köstlichen Inhalt das schlankste Thongefäß birgt. Freilich darf man nicht vergessen, daß diese besseren, verzierten Gefäße nur die Ausnahme bilden; bei Weitem die Mehrzahl der in Aegypten gedrehten Töpfe und Krüge war ganz einfach und schlicht, ohne Ornamente.

Das letzte Exemplar einer Pflanze. Wie das „Royal Garden New Bulletin“ mittheilt, ist kürzlich das letzte Exemplar einer Pflanze, nämlich des *Rohlfarnes* (*Psidia rotundifolia*), abgestorben. Der Baum stand auf der Insel St. Helena, am Eingang zu der Bucht Langwood. Er war ein Korbbüchler, nahe verwandt unserer Aste, hatte eine Höhe von etwa 20 Fuß, ausgebreitete, nackte Aeste, gezähnte Blätter, und zu dichten Büscheln vereinigte Wirtelköpfechen. Obwohl man sich die größte Mühe gab, den Baum zu vermehren, mißlang es alle dahin gehenden Versuche. Samen, die nach Jamaica, Ceylon und Südbindien geschickt wurden, konnten nicht zum Keimen gebracht werden. Man befreite dann den Boden unter dem Baume vom Unkraut und hakte ihn auf, in der Hoffnung, daß der abfallende Samen aufgehen werde, leider vergeblich. Ebenso wenig hatten Stecklinge und Propfreier Erfolg. Der Baum ging ein, und es blieb nichts übrig, als ein Stück seines Holzes nach New zu senden, als letzten Zeugen seiner einstigen Existenz, wo es in dem Holzermuseum aufbewahrt wird. — vl.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.